

KRAJEWSKI
PEDANTEN
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Markus Krajewski
studierte in Köln und Berlin
Literatur, Philosophie, Soziolo-
gie und Kulturwissenschaften.
2005 wurde er an der Bauhaus-
Universität Weimar promoviert
und habilitierte sich dort im Jahr
2011. Seit 2014 lehrt er als Profes-
sor für Medienwissenschaft mit
Schwerpunkt Medientheorie und
Mediengeschichte an der
Universität Basel.

MARKUS KRAJEWSKI

Pedanten

Die ungeliebten Meister der Akribie

zu Klampen  ESSAY

»Was ist ein Pedant in der Chirurgie, oder vielmehr, wie ist man, wenn man es nicht ist; wie spricht ein chirurgischer Pedant, wie schreibt er, wenn er schreiben kann?«

Johann Georg Zimmermann, *Encyclopedische Fragen die Pedanterey, Pedanten und Pedantinnen betreffend*, 1773

»Pedant: A man who likes his statements to be true.«

Bertrand Russell, *The Good Citizen's Alphabet*, 1952

Inhalt

Hotelbettentesten · 9	
Nahansicht einer verfemten Figur · 23	
Lächerlich auf Bühnen · 28	
Geburt einer schlechten Reputation · 39	
Gegenansicht: Ein Soziotyp des Wissens klagt an · 63	
Schlechte Unendlichkeiten · 91	
Sammeln tätigen · 94	
Verbessern [Korrigieren] · 108	
Beharren auf quasi-kristallklarer Empirie · 121	
Praktiken der Besserwisserei · 135	
Fortschritt durch Grenzhegung: Katechon oder Innovator? · 159	
Plädoyer für einen progressiven Pedantismus · 171	
Verwendete Literatur · 203	
Dank · 223	

Hotelbettentesten

NOCH während hinter ihm die Hotelzimmertür selbständig und vernehmlich ins Schloss fällt, beginnt Hugos Tätigkeit: Schließt die Tür überhaupt richtig – ohne weiteren Nachdruck, ohne einen vorsichtigen Schubs, ohne den notorischen *gentle nudge*, der infolge seiner Allgegenwart im Zwischenmenschlichen zunehmend zu Augenrollen führt? Oder lässt sich die Tür nur durch einen kräftigen Stoß in den geschlossenen Zustand überführen? Welcher Gast möchte schon gerne, womöglich die Hände voller Gepäck, noch umständlich mit dem Ärmel Richtung Tür sich verrenkend, hilflos nach der Klinke greifen müssen? Der Anspruch an die Zimmertür ist eindeutig: Sie soll sich selbsttätig und am besten mit sattem Wohlklang verschließen. Obendrein darf sie weder zu schwer aufziehen sein noch sich allzu dünn und hellhörig geben. Schließlich regelt die Tür als stabilisierende Schleuse die Differenz zwischen öffentlich und privat, zwischen Zugänglichem und Verslossenem, zwischen einer möglichst gut ausgeleuchteten Bühne außerhalb des Zimmers und dem Handeln im Verborgenen eines nur zeitweiligen Zuhauses, abgedämpft und eingehüllt in eine hoffentlich wohltuende Atmosphäre zwischen Geheimnis und Entzug.

Hugo weiß, worauf es schon beim ersten Eindruck an der Schwelle ankommt, denn Hugo ist Hotelbettentester.¹ Spezialisiert auf die Spitzenhotellerie, reist er um die Welt. Unangemeldet untersucht er die Gastgeber und ihre Herbergen, um sie auf ihre Beschaffenheit, Stimmigkeit, Güte und Komfort zu testen. Sterne stehen ebenso auf dem Spiel wie Reputationen, die über soziale Medien inzwischen ebenso wichtige Indikatoren für subjektive Aufenthaltsqualitäten liefern. Hugos Waffe, neben dem Moment der Überraschung, heißt Akribie. Seine Expertise liegt darin, es genau zu wissen:²

1 Der Begriff steht stellvertretend für eine ganze Palette von Qualitätsprüfungen rund um ein Hotel und seine Zimmer. Nicht von ungefähr befindet sich das Bett im Zentrum, verbringt der Gast dort doch für gewöhnlich die meiste Zeit während seines Aufenthalts. Das Hotelbett dient daher als *Pars pro Toto* für all jene Dinge, mit denen ein Gast in seinem Zimmer und der gesamten Unterkunft konfrontiert wird und die es in ihrer Gesamtheit einzuschätzen gilt. Dass dabei auch das Bett selbst in verschiedene Qualitätsstufen einzuteilen ist, versteht sich von selbst und spiegelt sich in den Betten-Awards etwa von Jens Rosenbaum 2019; Rosenbaum 2023, 79, 168, und deren Kategorisierung in Green-, Clean- und Smart-Sleeping oder nach dem klassischen Fünf-Sterne-System.

2 Eigentlich müsste in einem Essay über Pedanterie das Verhältnis von Text zu Anmerkungen mindestens 1 : 2 betragen. Jeder Satz dürfte im Schnitt eher von zwei Fußnoten als keiner ergänzt werden. Wie sonst ließen sich die Behauptungen und Argumente, die Beschreibungen und Zitate des Haupttexts *im Detail* abstützen und mit *hinreichender Genauigkeit* nachweisen. Um den Textfluss nicht mehr als erforderlich zu beeinträchtigen, gebietet das Folgende einer überschießenden Genauigkeit behutsam Einhalt, ohne auf notwendige, die wissenschaftliche Lauterkeit stützende sowie hilfreiche, weil weiterführende Anmerkungen zu verzichten.

Wie das Bett gemacht sein muss (mit Quilt oder ohne, ein Pfühl für Kopf und/oder Füße, die Art der Faltung relativ zum Prinzip der Oberbetten, wo sich die angelsächsische von den nordischen und deutschen Bezugsarten unterscheidet, das Duvet locker gelegt oder die feste Wolldecke so straff mit dem darunter liegenden Laken und der Matratze verzurrt wie einst nur bei von fremder Hand eingewickelten, pubertierenden Katholiken im Konvikt). Was sich unter dem Bett befinden darf (>Nichts!<). Wo allfällige Zusatzkissen neben dem eigentlichen Kopfkissen zu stehen kommen und welchen Eigenschaften und Macharten sie genügen (z. B. allergikerkompatibel, kirschkerngefüllt, anwärmbar, mit Schonbezug unter der äußeren Hülle). Wieviel Staub hinter dem Gardinenstoff auf der Fensterbank noch tolerierbar wirkt (>Staub?<). Welche Toilettenartikel sich in unmittelbarer Reichweite befinden und was gegebenenfalls fehlt (Nagelschere, Behelfszahnbürste, Kamm).

Den Staub mit einem statisch aufgeladenen Wischtuch aufzuspüren, mag noch als eine vergleichsweise routinierte Maßnahme erscheinen. Das unterscheidet den Inspektor kaum von den Reinigungskräften und ihrer hoteleigenen Oberaufsicht, als deren Widerpart (oder Lackmustest) er sich betätigt. Hugos Methodik folgt jedoch einem elaborierteren, mehrstufigen Verfahren. Zunächst gilt es, mit Hilfe einer kritischen Inaugenscheinnahme des Zimmers ein mögliches Zuviel oder ein

offensichtliches Zuwenig, seien es Spinnweben in der Ecke, ein verbliebenes Haar auf dem Matratzenbezug oder fehlendes Mineralwasser, festzustellen (mit Kohlensäure und/oder still). Hier geht es darum, das unmittelbar Sichtbare argwöhnisch einzuordnen, die Gegebenheiten an ihren jeweiligen Standards zu messen, aber auch zu prüfen, ob mit kleinen Aufmerksamkeiten, in unscheinbaren Gesten etwas mehr als das Übliche aufgeboten wird, frisches Obst zum Beispiel auf einem Beistelltisch. Dieser erste Schritt unterscheidet sich strukturell kaum von dem, was eine Ärztin bei der initialen Musterung ihres Patienten, eine Philologin bei der Autopsie alter Bücher oder ein Mechatroniker nach dem Aufschrauben eines Schaltschranks zu sehen sucht: In allen Fällen geht es darum, die Ordnung und ihre möglichen Abweichungen durch eingehende Beobachtung prompt zu erkennen.

In einem zweiten Schritt stößt Hugo anschließend in den weniger offensichtlichen Bereich vor, um den zu erkunden er zu forensischen Mitteln greift. Eine gleichmäßig verlegte Holzparkettierung auf Verunreinigungen zu inspizieren, erfordert weniger Mühe als einen Teppichboden. Kann dieser doch je nach Muster und Farbgebung bei der letzten Reinigung übersehene Schmutzreste besser verbergen; nach ihnen gilt es mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu fahnden. Dazu bedient sich Hugo eines Tesafilmstreifens, den er auf verdächtige Stellen klebt, um nach dem Abziehen des Tapes die

Substanz, ihre Verteilung und Konsistenz zu begutachten. Auch eine Lupe kommt dabei gelegentlich zum Einsatz. Die fachgerechte Reinigung von Toilette und Bad wird dagegen nicht nur durch Sichtung und olfaktorische Eindrücke überprüft (>Sind Schimmelsporen zu wittern?<). Vielmehr gelangen hier noch elaboriertere Verfahren wie Schwarzlichtlampen oder Bakterien-Schnelltests zum Einsatz, die erste Aufschlüsse über eine vermeintliche Gefährdung der Gäste durch Mikroben geben können. Mit diesen Methoden frönt Hugo einem regelrecht kriminaltechnischen Spürsinn, getrieben von der Leichtigkeit, zwar keinen Mord, nichtsdestoweniger eine sträfliche Vernachlässigung der erwarteten Serviceleistungen nachweisen zu können.

Die tadellose Einrichtung eines Zimmers findet Hugo selbst in der Spitzenhotellerie ebenso selten vor, wie die reibungslose Herrichtung eines voll funktionsfähigen Raums ein uneingelöstes Ideal bleibt, das der Inspektor nur gelegentlich zu bestätigen sich veranlasst sieht. Als Triebkraft seiner Neugier, allerorten eine Dysfunktionalität aufdecken und ahnden zu können, ließe sich bei Hugo eine Art professionelles Ressentiment gegenüber Nachlässigkeiten, Resten und Fehlern vermuten, die er durch unnachgiebiges Nachhaken und sorgfältige Untersuchungen zu identifizieren sucht. Den Triumph seiner Recherchen präsentiert Hugo dabei weniger vor laufenden Kameras, wie sie in einschlägigen Vorabendserien nur allzu gerne das Versagen

von Hoteliers dokumentieren.³ Vielmehr schlagen sich seine Fahndungserfolge in nüchternen Listen nieder: Die Protokolle seiner Sichtung geht Hugo nach der Zimmerkontrolle seinerseits hinter verschlossenen Türen in aller Diskretion mit dem Management durch.

Beauftragt wird der Hotelbettentester zumeist von den Betreibern einer Herberge oder Hotelkette, aber auch von Fachzeitschriften zur Qualitätsstandardprüfung, von der Industrie für Forschungsstudien oder von Magazinen, sei es zu Werbezwecken, sei es, weil man sich eine unterhaltsame Investigativgeschichte erhofft. Jenseits dieser Auftragsarbeiten agiert Hugo zudem als Stellvertreter in höherer, selbst gewählter Mission. Er amtiert als strenger Repräsentant künftiger Gäste. Er bildet die Summe aller unserer Erwartungen an die Unterkunft. Denn

3 Vgl. dazu etwa *The Hotel-Inspector*, 21 Staffeln von 2005–2026 mit Ruth Watson und Alex Polizzi, Channel 5, United Kingdom. Hotelbettentester wie Hugo haben nicht viel gemein mit ihren ungleich prominenteren Verkörperungen, die bekannt sind aus TV-Serien, wo es vornehmlich darum geht, einstmals schöne Etablissements vor ihrer Verwahrlosung oder dem Ruin zu retten. Dieses Vorabendfernsehgenre weidet sich dabei an einem Konflikt zwischen der Verzweiflung, den offensichtlichen Versäumnissen und auch der Selbstüberschätzung seitens der Eigner gegenüber einer professionellen, unterkühlten Expertin, die in der Art einer uneingeladenen Unternehmensberaterin die Vergeblichkeit des Projekts vor laufender Kamera unter dem Vorwand demonstriert, hier lediglich helfen zu wollen, während die ›Dokumentation‹ unverhohlen auf die niederen Gefühle der Zuschauerschaft, etwa in Form von Häme zielt.

wer kennt es nicht, das Durchmustern eines Hotelzimmers noch während des Betretens? Wo lauert die erste Zumutung? Kann ich hier die kommenden zwölf Stunden überhaupt ruhigen Gewissens verbringen? Oder droht infolge verquerer Ordnung und nachlässigen Services ein hinterhältiger Anschlag: wahlweise auf mein Wohlbefinden, meine Stimmung oder gar die Gesundheit? In welchem Verhältnis stehen die abblätternden Farbschichten der Wand zur Wahrscheinlichkeit, dass sich dahinter ein ernsterer Bauschaden verbirgt, und wie hoch ist zugleich die Gefahr zu bemessen, dass im Badezimmer der offenkundige Geruch doch nicht nur als ›leicht‹ oder vorübergehend einzustufen ist, sondern tatsächlich als streng und/oder gesundheitsgefährdend gelten muss, selbst bei einem Kurzaufenthalt von lediglich einer Nacht? Stellvertretend für uns sondiert Hugo die verschiedenen Unannehmlichkeiten eines künftigen Aufenthalts, um sie noch vor unserer Ankunft zu beanstanden.

Was vermag die Szene, wie Hugo eine Übernachtungsstätte auf ihre Qualitätsstandards überprüft, jenseits eines Einblicks in einen kuriosen Berufszweig zu zeigen, der gegen den fortwährenden Verdacht anzuarbeiten hat, aus Freizeitvergnügen in Luxusherbergen noch Honorare zu beziehen? Anders gefragt, was lässt sich jenseits eines humoristischen, um nicht zu sagen: lächerlichen Aspekts und jenseits eines nicht zu leugnenden Anteils von Obsessivität an diesem Einsatz, an den Verhaltensmaß-

nahmen und vielleicht sogar am Berufsverständnis eines Qualitätstesters ablesen?

Das Bemerkenswerte am Vorgang des Hotelbettentestens besteht nicht zuletzt darin, dass es in einem vergleichsweise kurzen Moment auf ein ganzes Bündel aus scharfen Beobachtungen, Vergleichsvorstellungen und Inbeziehungsetzungen ankommt – für den Schlafstättentester ebenso wie für die allermeisten Gäste. In dem Moment, wenn wir in die neue Umgebung eines Hotelzimmers gelangen, tritt unweigerlich der Pedant in uns hervor, stets einen halben Schritt vorausseilend. Ein Vergleich der Bilder, die, von der Herberge inszeniert, bei der Buchung am Bildschirm die Entscheidung leiteten, erfolgt nahezu unwillkürlich. Mit den ersten Eindrücken vom Vorgefundenen ereignet sich ein Wechselspiel in Erinnerung an die eigenen Vorstellungen, wie der Ort wohl wirken möge. Ein intensiver Abgleich spult sich vor dem inneren wie äußeren Auge ab. Neben unverhandelbaren Kriterien wie Sauberkeit und einem hoffentlich freundlichen Eindruck endet unser Blick aber für gewöhnlich bereits dort, wo jemand wie Hugo im zweiten Schritt seiner Vorgehensweise überhaupt erst ansetzt. Denn welcher Gast wird nach den Mühen einer Reise sofort wieder an der Rezeption vorsprechen, um einen gelegentlich gluckernden Wasserhahn oder ein rotes Haar auf dem ebenso roten Bettschal zu beanstanden? Von Hugo hingegen wird ein weitaus größeres Maß an Unnachgiebigkeit erwartet, das jede Unstimmigkeit,

jede Abweichung vom Idealzustand kritisch registriert und umgehend zur Anzeige bringt.

Der Hotelbettentester setzt auf ein Verfahren, bei dem genaues Beobachten, Vergleichen, Bemessen und Korrigieren als zentrale Tätigkeiten und Grundlage dienen, um teils die erwünschte, teils auch unerbetene Kritik zu lancieren und mithin ein überlegenes Wissen ins Feld zu führen, wie die Dinge innerhalb und rund um das Zimmer herum zu sein haben. Aus diesem Grund muss Hugo eine das gewöhnliche Maß weit übersteigende Lust am Einschätzen mitbringen, eine Freude am peniblen Vergleich von Idealvorstellungen zeigen, die – darauf zielt seine Tätigkeit schließlich ab – mit den staubigen Realitäten unter einem Bett in auffälligem Kontrast stehen. Die Diskrepanz zwischen der tadellosen Erscheinungsweise der Zimmerbilder beim Digitalauftritt des Hotels, das Missverhältnis zwischen der dort zu bewundernden, effektvollen Hängung sowie geschmeidigen Handhabung beispielsweise eines farbenfrohen Vorhangs und der makelbehafteten Wirklichkeit einer schlapp herabbaumelnden, längst verblassten, schief befestigten, zudem noch klemmenden Stoffbahn, die kaum abdunkelnd vor dem zugigen Fenster zu plazieren sich verweigert, lässt Hugo jubilieren.

Pedanten sind getrieben von der Suche nach Negentropie. Immerzu arbeiten sie gegen den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik an, der besagt, dass alle geordneten Systeme mit der Zeit in un-

geordnete Zustände übergehen. In der Reihe der Dinge, die Pedanten zu kontrollieren trachten, suchen sie nach den Irregularitäten, der Wimper zwischen Duvet und Matratze. Sie fahnden nach herausragenden Informationen in einer verrauschten Reihe von Zufälligkeiten. Nichts kann sie davon abbringen, ihre Mission auf den Erhalt von Ordnungen zu kaprizieren angesichts eines allgemeinen Eindrucks von Ordnungsverlust oder Zerfallerscheinungen.

Mit unbeirrter Gewissheit geht der Pedant davon aus, sein Metier gleichsam im Schlaf zu beherrschen. Die Genese seiner Expertise bleibt jedoch obskur, auch wenn er sich präsentiert, als gebiete er immer schon unbegrenzt über sein Fachgebiet. Aber wo geht ein Pedant eigentlich in die Lehre? Wie bildet er sich heran? Die Ausbildungswege des Experten in Sachen Besserwissen finden sich weder im Verzeichnis erlernbarer Tätigkeiten des Bundesinstituts für Berufsbildung gelistet noch in den Annalen der Gelehrsamkeit. Allerdings wird man, nach allem was bekannt ist, auch nicht als Pedant geboren. Wie lässt sich also seine Genese beschreiben, und worin liegt der besondere Wert seiner womöglich etwas zu vorschnell verpönten Kritikasterei? Anhand dieser Fragen soll im Folgenden die Entwicklungsgeschichte der Pedanterie in den wichtigsten Etappen skizziert und ihre Relevanz auch für unsere Gegenwart diskutiert werden.

Dabei schlägt der Essay einen historischen Bogen von der Renaissance bis zur Gegenwart mit ihren di-

gitalen Herausforderungen. Den Auftakt bestimmt Michel de Montaigne, der seinerseits in einem seiner »Essais« den einstmals wohl gelittenen Typus des Schulmeisters in ein nachhaltig schlechtes Licht rückt, das spätestens seitdem trübe über dem Pedanten leuchtet, und zwar bis heute. Selbst die Aufklärung mit ihren erhellenden Analysen vermag daran kaum etwas zu ändern, zumal Stimmen wie Johann Georg Schlosser oder Immanuel Kant mit ihrer enthemmten Kritik an der pedantischen Gelehrsamkeit ihrer Zeit im ausgehenden 18. Jahrhundert erheblich daran mitwirken, diese Sozialfigur des Wissens weiter zu verfemen.

Im Fokus der Überlegungen stehen jedoch nicht nur die epistemischen Funktionen des Pedanten als Sachwalter des Gewussten, um ihn in seiner Streitlust und selbstgewissen Querulanz kritisch zu würdigen – oder jenen Spott über Gebühr nachzuzeichnen, der ihm allzu lange schon nachhängt. Im Anschluss an drei Fallstudien aus verschiedenen Epochen der Wissensgeschichte – Goethe um 1800, Feldhaus um 1900, Shechtman um 2000 – geht es mehr noch darum, die unterschiedlichen Praktiken herauszuarbeiten, derer sich Pedanten zur Durchsetzung ihrer Argumente bevorzugt bedienen. Dabei erweisen sich Strategien des Sammelns, Vergleichens oder Korrigierens als essentielle Verfahren der Pedanterie, um ihrem (vermeintlichen) Besserwissen durch eine alles andere übersteigende Erschließungstiefe die gebührende Geltung zu verschaffen.

Ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Pedanten mag dabei, zumindest auf den ersten Blick, kaum Überraschendes zu Tage fördern: Wenig gelitten und oft abschätzig beschrieben, ziehen Pedanten noch heute üblicherweise keine großen Sympathien auf sich. Im Gegenteil, die Liste der mit ihnen assoziierten Untugenden erweist sich als beinahe ebenso lang wie die Jahrzehnte oder Jahrhunderte, auf die ihre systematische Verunglimpfung zurückreicht. Um so wichtiger erscheint jedoch sein systemischer Stellenwert in der Produktion von Wissen, wo der Pedant beflissen an der Grenze zwischen etabliertem Kenntnisstand und innovativen Einsichten patrouilliert und sich stets darauf bedacht zeigt, die Innovation als unliebsamen Eindringling vor den gehegten Bezirken des gesicherten Wissensstands zurückzuweisen. Der vorliegende Essay unternimmt daher sowohl den Versuch, die stiftenden, als auch, die hemmenden Erkenntnisfunktionen der Pedanterie, vorzugsweise in den Wissenschaften, auch in einer systematischeren Perspektive auszuloten.

Abschließend fragt der Essay nach den gegenwärtigen Formen einer bisweilen vielleicht allzu maskulinen Besserwisserei.⁴ Dabei zeigt sich, dass unter

4 Ähnlich wie Sumo-Ringen oder Modelleisenbahnbasteln, Tätigkeiten also, deren prozentualer Anteil an weiblichen Schaffenden für gewöhnlich im einstelligen Bereich rangiert, erscheint Pedanterie als eine überaus männliche Geschäftigkeit. Die Gründe dafür sind vielfältig und erfordern eine eigene Untersuchung, die

den hochtechnischen Bedingungen der Gegenwart, in der Ägide von DeepFakes und KI-generierten ›Fakten‹, die Pedanterie als eine vergessene epistemische Tugend ihrerseits eine Renaissance erfahren könnte. Am Ende dieses Schnelldurchgangs durch die Geschichte der angewandten Besserwisseri – gleichsam von Renaissance zu Renaissance – steht daher das unverblünte Lob einer produktiven Pedanterie als zu verabreichendes Gegenmittel für Desinformation und künstlich generiertes Wissen.⁵

Mit dieser Form einer wohlwollenden Besserwisseri lässt sich die Idee (re-)aktivieren, die Pedanterie als notwendigen Widerstand in der Wissensbereitung, gleichsam als Gegenbewegung zu einem immer stärker von den künstlichen Intelligenzen begleiteten Erkenntnisfortschritt zu beschreiben. Letztlich gilt es zu erwägen, die Pedanterie trotz ihrer hemmenden, über weite Strecken ihrer Entwicklung wenig ergiebigen Funktion, trotz ihrer über Jahrhunderte übel beleumundeten Position nicht nur als notwendiges, vielmehr noch als ihrerseits progressives, gar als rettendes Element zu be-

mit der Pedantin im 18. Jahrhundert etwa bei Zimmermann 1773 oder Horde 1782, einsetzen könnte.

5 Kaum notwendig zu erwähnen, aber vielleicht doch einer expliziten Anmerkung wert: Dieser Essay ist zu 1000 % frei von künstlicher Intelligenz entstanden. Zwar gerät KI am Ende in den Fokus der Betrachtung, aber die Worte entstammen nicht der Interaktion mit einem generativen vortrainierten Umformer oder Perzeptronen, sondern dem Zusammenspiel klassisch kulturhistorisch und -wissenschaftlich trainierter Neuronen.

greifen. Denn dem Pedanten kommt, so die These, mit seinem genauen, zwischen Vorbild und Abbild oszillierendem Blick, als notwendigem Sachwalter des hinlänglich Bekannten in der zeitgleich erfolgenden Sicht auf das Neue eine überaus förderliche Widerstandskraft zu. In dieser auf Genauigkeit fußenden Kraft des intensiven Vergleichens ruht ein wichtiges Maß für die Einordnung der Dinge, die das künstliche vom wirklichen, das etablierte vom dubiosen Wissen zu trennen verhilft.

Nahansicht einer verfemten Figur

SEIN Eintritt in den deutschen Sprachgebrauch erfolgt für den Pedanten relativ spät. In Frankreich und England, den großen Wissensnationen des klassischen Zeitalters im 17. und 18. Jahrhundert, und natürlich in Italien als Quelle der Renaissance und erstem Erbe der Antike ist er längst etabliert, bevor sich der Begriff in den durch zahlreiche Mundarten geprägten, regional zersplitterten Wortschatz des Deutschen in barocken Zeiten einschleicht. Johann Heinrich Zedler widmet der »Pädanterey« 1740 retrospektiv drei ausführliche Spalten in seinem Universallexikon, indem er sogleich den »Missbrauch des Wortes« beklagt. Im Gegensatz zu den Scharlatanen und Marktschreibern, die nichts wissen und zudem arglistig seien, handelten die Pedanten immer schon mit Zuviel an Kleinigkeiten und zeigten sich dabei vielmehr freigiebig, wenn nicht präntiös in der Zurschaustellung ihres Wissens. Dennoch halte dieser Begriff inzwischen für alles Mögliche her (etwa angemaßte Hoheit, Regiersucht, Geilheit, Trunkenheit, Geiz oder Verachtung Gottes) und firmiere daher als Sammelbecken von Lasten, Mängeln und Untugenden aller Art, obwohl »Pedant« doch ursprünglich relativ scharf umrissen lediglich die Unzulänglichkeiten von Gelehrten bezeichnet habe. Wenngleich auch die Scholaren viel-